

Diplombetrug: Buch kritisiert Musikhochschule

Autoren fordern
Aufarbeitung der DDR-Zeit

VON HANNO MÜLLER

Weimar. Einmal mehr ist es die Geschichte des Komponisten H. Johannes Wallmann, die die Musikhochschule „Franz Liszt“ einholt. Im Buch „Defekte einer Hochschulchronik“ werfen die Autoren Günter Knoblauch und Roland Mey der Hochschule vor, sie verweigere eine Aufarbeitung zweifelhafter DDR-Ereignisse. Der gebürtige Leipziger Wallmann hatte von 1968 bis 1973 in Weimar studiert. Bereits sein Vater, ein Leipziger Jugendpfarrer, war öffentlich als „amerikanischer Agent“ diffamiert worden. Wie er galt auch der Sohn als widerständig. Er war nicht in der FDJ, wirkte stattdessen in der evangelischen Studentengemeinde und hielt Kontakt zu Wolf Biermann und Reiner Kunze, dessen Texte er vertonte. Das führte dazu, dass man Wallmann 1974 das Diplom verweigerte, ihm nur eine Prüfungsbestätigung aushändigte. 2008 aber war eben dieses Diplom zufällig in Wallmanns Studentenakte entdeckt worden. Man hatte es ihm in der DDR trotz bester Prüfungsergebnisse nicht nur vorenthalten, sondern auch die Note 1 für die Diplomarbeit nachträglich herabgestuft. Zehn Jahre danach werfen die Autoren der Musikhochschule vor, sich dem Diplombetrug, der kein Einzelfall gewesen sei, bis heute nicht gestellt zu haben. Stasiakten, aus denen weitere Opfer-Namen zu erwarten seien, würden nicht aufgearbeitet. So werde die eigene Geschichte geschönt und einer Auseinandersetzung mit den politischen Zwängen und Repressionen der Zeit vor 1989 aus dem Wege gegangen.

► Günter Knoblauch/Roland Mey: Defekte einer Hochschulchronik, 125 S., Mitteldeutscher Verlag, 10 Euro

380 000 Euro für neues Depot

Mühlhausen. Aus dem städtischen Bauhof wird ein neues Zentraldepot für die Mühlhäuser Museen. Am Gründonnerstag war symbolischer Spatenstich. Die Landesregierung fördert das Projekt nach eigenen Angaben mit 380 000 Euro aus dem kommunalen Investitionsprogramm. Kulturstaatssekretärin Babette Winter (SPD) verband mit der Modernisierung die Hoffnung, dass mit dem neuen Depot die Museumsbestände langfristig vor Zerstörung und Zerstörung bewahrt werden. Zudem erleichtere es Forschern und Museumsmitarbeitern, an die Schätze heranzukommen. Durch den Umbau könne die Magazinfläche fast verdoppelt werden, sagte Museumsdirektor Thomas T. Müller. Schon vor Jahren musste die Museumsgalerie in der Allerheiligenkirche schließen, um sie als Ausweichdepot zu nutzen. Die Mühlhäuser Museen besitzen eine halbe Million Sammlungsstücke. Sie bekommen nach Jahren unzureichender Depotsituationen endlich Lagerbedingungen mit zeitgemäßer Technik für Klima, Brandschutz und Einbruchssicherheit. (dpa)

GOLDBERG

Oh Tannenbaum, wie bunt sind deine Eier

VON HENRYK GOLDBERG

Ich saß bei Dr. T. im Wartezimmer und wartete. Neben mir ein mittel-jünger Mann, er war außer mir der einzige, der ein Buch las, das fiel mir auf. Und dann wurde er aufgerufen, das fiel mir noch mehr auf. Will sagen, sein Name. Wer so heißt wie ich, hat ein Gefühl für solche Namen. Ich will seinen hier nicht nennen, aber vielleicht ist ja ein Bekannter von ihm Zeitungsleser, er ist es wohl nicht, wie ich später bemerkte. Also, für die, die ihn kennen: Der Name ist ein Mix aus einem Himmelskörper und einem Tierkind. Dann wurde ich aufgerufen, es gibt da verschiedene Untersuchungen, also setzte ich mich wieder. Und dann fragte mich der Herr S., so will ich ihn einmal nennen sehr freundlich: „Entschuldigung, Sind Sie israeli? Ich frage, weil Sie da Amos Oz lesen und so heißen. Irgendwie bin ich, glaube ich, auch jüdisch.“

Das war ein wirklich angenehmer Mensch, aber er hatte auch mit dieser deutschen Verklemmtheit gefragt, ob ich Israeli sei. Dabei, die Wahrscheinlichkeit, dass ein israelischer Staatsbürger in Erfurt beim Arzt ein deutsches Buch liest, ist wohl nicht sehr hoch. Was er meinte war: Sind Sie Jude? Aber das sagt sich irgendwie schwer, das hat noch immer diese Anmutung von „Neger“ oder „Zigeuner“. Dabei denkt wohl kaum einer daran, dafür ist die Gegend hier zu gottesfern, dass die Vorfahren meines Vaters einst dafür Sorge trugen, dass Gottes Sohn von den Römern ans Kreuz genagelt wurde, was ja im Übrigen Teil von Gottes Plan gewesen sein muss. Und womöglich war es auch Teil des Planes, und dann wäre es ein sehr hintergründiger Plan gewesen, dass die Christen in jeder ihrer Kirchen an exponierter Stelle einen Juden sehen und anbeten sollen. Dieser Tag, der Karfreitag, war ges-



Henryk Goldberg ist
Publizist und schreibt
jeden Samstag seine Kolumne

tern, ein christlicher Trauertag. Und just gestern war auch der Sederabend, der Vorabend des jüdischen Pessach. Kein Tag der Trauer, im Gegenteil, die Juden erinnern hier, wie ihr Gott sie einst aus der ägyptischen Knechtschaft führte. Und ohne dieses Pessachmahl gäbe es das Abendmahl nicht – denn nichts anderes als Pes-

sach war der Grund des Herrenmahls – und ohne das Abendmahl wiederum verlören die Christen die Mitte ihres Glaubens. Ich hab dem Anlass entsprechend die letzte Matze gegessen, weniger in Würdigung der wenigstens bei mir doch ziemlich verblassten Erinnerung an die Errettung aus Pharaos Sklaventhaus, ich mag sie einfach. Damit geht es mir vermutlich mit den Matzen wie den meisten Gojim mit Weihnachten und Ostern. Es war auch nicht am sedergerechten gedeckten Tisch, es war über dem Spülbecken in der Küche, das Zeug krümelt furchbar und schmeckt nach nichts, aber das ziemlich gut. Aber damit das Heilige eine Parität hat, schließlich, mein Fräulein Mutter ist gut katholisch, ist hier im Hause auch die christliche Symbolik präsent. Die Ikonen der russisch-orthodoxen Kirche, sie kamen über die Dame ins Haus, halten das ganze Jahr über die

Stellung gegen den Chanukka-Leuchter. Und seit Dezember schwebt noch immer der Weihnachtsstern überm Wohnzimmer und versieht seinen Dienst als freundlicher Leuchtkörper. Ich meine, wenn hier richtig Weihnachten ist, denkt der Thüringer mehrheitlich auch mehr „Kaufens“ als „Krippe“, mehr „Geschenk“ als „Geburt“. Und Ostersonntag gilt das Interesse auch eher den versteckten Eiern als dem auferstandenen Herrn. Da kann ein Weihnachtsstern, fernbedient dank eines Hinweises des einstigen Radsportlers Dieter L., auch mal zur Lampe werden. Wie lange er das allerdings darf, das ist eine Entscheidung, die nicht ich zu treffen habe, allerdings denke ich nicht, dass theologische Erwägungen zu den Entscheidungskriterien der Dame gehören werden. Dieser Stern korrespondiert irgendwie transzendental mit dem Weihnachtsbaum. Der steht auf dem Balkon und ist so grün als wie am ersten Tag. Mag

sein, auf dem Weihnachtsbaumverkaufplatz haben sich die großen stolzen Tannen lustig gemacht über ihn, so ein Winzling, mit den Kugeln sieht der bestimmt voll bescheuert aus. Ja, so sprachen die stolzen Tannen. Und jetzt? Windhauch, Windhauch, nichts als Windhauch, wie der weise Prediger Salomo sprach. Denn, da zeigt sich ein Vorteil der Kleinen, er hat sie alle überlebt und steht, geschmückt nur mit dem Grün, in das Gottes Natur ihm kleidete, auf dem Balkon und lächelt wohl heimlich über die großen stolzen Tannen, die Andersens „Tannenbaum“ hätten lesen sollen. Ob unser grüner Baum nun mit bunten Eiern geschmückt wird, diese Frage ist zur Stunde noch nicht entschieden. Am Sederabend wird der jüdische Vater immer gefragt „Warum ist dieser Abend anders als alle andere Abende?“ Nun, die Antwort für alle geht so: Weil wir noch drei freie Tage haben. Frohe Ostern

Keine revolutionäre Situation

Nationaltheater Weimar spielt im E-Werk einen Abgesang auf den Kommunismus. Der Abend „Ciao, bella, ciao!“ verliert sich im Diskurs

VON MICHAEL HELBING

Weimar. Was links ist, beziehungsweise wo, ist ja Ansichtssache. Eine Frage der Perspektive: Im Theater ist's immer jene des Zuschauers, weshalb links auf der Bühne rechts bedeutet – was stets Verwirrung stiftete. Im Parlament verhält sich's umgekehrt. Weil sozial Progressive vom Präsidium aus links saßen, wurden sie die Linken. Heute sitzen Linke immer noch links und halten sich schon deshalb für sozial progressiv – oder sie wandern eben nach rechts. Im Weimarer E-Werk schleppen sie jetzt an einer Stelle ein Schild auf ihre von viel Sperrholz gerahmte Kasperkonzertbühne (Ausstattung: Marouscha Levy). „Für ein links versifftes Theater“ steht darauf zu lesen. Das ist eine kleine Provokation – und eine Antwort auf den Rechtsruck. Links versifft ist dieses Theater auf seine Weise: nicht, weil hier links alles ist, aber eben doch alles Mögliche. Es bedeutet am Ende nicht mehr viel mehr als ein großes Stimmengewirr. Dieser „Abend mit Liedern“, den Regisseurin Nina Gühlsdorff und Dramaturgin Julie Paucker aufwendig zusammenstapelten – und der ins Uferlose abdriften wird – beginnt als Liederabend. Zu Chopins Trauermarsch treten sechs traurig-trotzige Clowns betreten ihre Abschiedstournee an. Sie sind Gespenster des Kommunismus, dem sie einen großen bunten Abgesang widmen: Ernesto „Che“ Guevara an der Gitarre, Rosa Luxemburg am Bass, Lenin an der Trommel, Angela Davis am Gesang, Karl Marx „am Text“. Und ein Punk.

Linke Lieder und linke Biografien

Che (Nahuel Häfliger) sagt ade für alle: zu linken Ideen und Liedern. „Bevor sie zu Folklore verkommen, schneiden wir sie uns lieber aus unserem Fleisch.“ Es beginnt mit „Bella ciao“; das Lied italienischer Reisplückerinnen, das zum Partisanenlied wurde, gibt dem Abend den Titel. Marx (Christoph Heckel) reißt Seiten aus dem Manifest und singt Brechts Lob des Kommunismus; Che schwenkt über uns die rote Fahne. „Er ist das Ende der Verbrechen“, heißt es. Und wir wissen, und Brecht

wusste es auch: Das war er nicht. Aus dem Einfachen, das schwer zu machen ist, machen sie: „das Einfache, das einfach nicht zu machen ist.“ Lenin (Max Landgrebe) stimmt Louis Fürnberg an: „Die Partei, die Partei, die hat immer recht.“ Angela Davis (Simone Müller) intoniert Marvin Gayes „What's going on“, Rosa Luxemburg (Elke Wieditz) in einer sehr eigenen Version Bob Dylans „Blowin' in the wind“. Mit dem Punk (Musiker Oliver Jahn, der die musikalische Leitung hat) werden sie dann alle noch mal anarchistisch: „Aus dem Weg, Kapitalisten, die letzte Schlacht gewinnen wir“, singen sie mit Ton Steine Scherben, „Deutschland muss sterben, damit wir leben können“ mit Slime. Das ist ein schönes kleines Konzert mit einigem Unterhaltungswert, das davon erzählt, wie musikalisch kraftvoll Schauspieler sein können –

und sonst nicht viel. Außer dass sie Wodka kippen und die Gläser zerschmeißen, bleibt ihnen auf dem Konzertpodium wenig Spielraum für Zwischentöne, Irritationen, Anarchie. Es bleibt nur Raum für Kommentare – und läuft sonst so durch. Nach 45 Minuten und Kollektivgesang mit Publikum (Moorsoldaten, Spaniens Himmel, Internationale) ist der Abend schon einmal sehr am Ende, so wie der Kommunismus. All diese Lieder sind ohnehin längst tot – und jede Zeit braucht ihre eigenen. Das kann's doch nicht gewesen, denken sie sich aber. Die Gespenster des Kommunismus haben sich selbst inzwischen abgeschminkt, aber die Utopie eben noch nicht. Und wohnt nicht jedem Ende ein Anfang inne? Sie holen noch mal richtig aus – und finden keinen Anfang und kein Ende mehr. Eine Haltung sowieso nicht, weshalb es dem spürbar zu mehr Tie-

fe und Stringenz befähigten Ensemble einigermaßen an Halt fehlt. Stattdessen folgen Teil zwei und drei des Abends: Linke Biografien aus Ost und West, auf Interviews basierend, sowie Diskursversuche mit dem Publikum, flankiert vom Umbau des Zuschauerraums, der den Umbau der Gesellschaft markieren soll. Schließlich hatte Che bereits eine Studie zitiert, wonach 77 Prozent der Deutschen den Kapitalismus skeptisch sehen. Dass daraus bislang nicht viel folgt, könnte Lenin erklären: Eine revolutionäre Situation entsteht, wenn Beherrschte nicht mehr so wollen und Herrschende nicht mehr so können wie bisher. Aber das kommt hier gar nicht vor. „Es ist kein Tropfen Blut geflossen in der sogenannten friedlichen Revolution“, hört man derweil von DNT-Intendant Hasko Weber, der als einer von elf Gesprächspartnern

Text lieferte. „Und das ist wirklich auch ein Manko. Denn wer hat denn wirklich etwas riskiert?“ 1989 fand demnach keine Revolution statt, weil es eben friedlich blieb. „Wir brauchen keine ideale Gesellschaft“, ließ sich der Ex-Kommunist Wolf Biermann ein. „Wir dürfen die Menschen nicht retten wollen.“ Gegen Unrecht kämpfen, ja. Aber keine Rettung! Die Endlösung der sozialen Frage führe in die Hölle. Vom Aktivisten und Politologen Vitalie Sprinceana aus Moldawien bleibt der schöne Satz erinnerlich: „Eine Utopie sollte eine Liste von Zutaten sein mehr als ein fertiges Essen.“ Dieser Abend aber überfrisst sich am linken Buffet. Er folgt dem Prinzip des Kommunismus: alles oder nichts. Und am Ende ist alles nichts. ► Wieder am 5. April (ausverkauft) sowie 19. April, 6. Mai und 10. Juni.



Lenin an der Trommel, Rosa Luxemburg am Bass, Karl Marx am Text (und an der Ukulele): Szene mit Max Landgrebe, Elke Wieditz und Christoph Heckel aus „Ciao, bella, ciao!“. Den Abend mit Liedern zeigt das Nationaltheater im Kesselsaal des E-Werks Weimar. Foto: Candy Welz

Neue Dauerausstellung auf der Wartburg

Stiftung gibt bisherige chronologische Darstellung ab dem Mittelalter auf

Eisenach. Nach dem Jubiläum „500 Jahre Reformation“ lockt die Wartburg bei Eisenach weiter Besucher an. Gestern öffnete dort die neue Dauerausstellung. Für die nationale Sonderausstellung „Luther und die Deutschen“ musste die zehn Jahre alte Dauerausstellung in Depots weichen. Grund für die Wartburgstiftung, das bisherige Konzept zu über-

arbeiten, wie Kuratorin Grit Jacobsen sagte. „Wir haben die bisherige chronologische Darstellung ab dem Mittelalter aufgegeben.“ Stattdessen werden die Schätze in Malerei, Skulptur oder Kunsthandwerk in Gattungen nach Art einer Kammer gezeigt. Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Johann Wolfgang von

Goethe die Idee, ein Museum auf die Burg zu bringen, deren Gründung der Sage nach in das Jahr 1067 zurückreicht. Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar und Eisenach, ließ die Wartburg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Stil des Historismus als Museum für ganz Deutschland wieder aufbauen. Für frühere Besucher bietet die

Schau auch Aha-Effekte: Die Luther-Gemälde von Cranach etwa oder das originale Schlafzimmer vom Großherzog. Erstmals zu sehen ist das „Bildnis eines Fürsten“ von Lucas Cranach dem Jüngeren. „Experten haben es eindeutig als ein Cranach-Bild identifiziert, aber wir wissen nicht, wen es darstellt“, sagte Burghauptmann Schuchardt. (dpa)



Ein Straußeneipokal steht in der neuen Dauerausstellung „950 Jahre Wartburg“. Foto: Jens Kalaene, dpa

Ein Salon über die Frage der dekorativen Zeitlosigkeit